

damals geschah« (S. 181 f.). Von besonderer Bedeutung sind auch folgende Beiträge: Ernst Bammel: Zum Testimonium Flavianum (S. 9–22); Otto Betz: Das Problem des Wunders bei Flavius Josephus im Vergleich zum Wunderproblem bei den Rabbinen und im Johannesevangelium (S. 23–44); Matthew Black: Judas of Galilee and Josephus's ›Fourth Philosophy‹ (S. 45–54); Marianus de Jonge: Josephus und die Zukunftserwartungen seines Volkes (S. 205–219); Jürgen C. H. Lebram: Der Idealstaat der Juden (S. 233–253); Gustav Stählin: Das Schicksal im NT und bei Josephus (S. 319–343). Es ist weithin eine Ermessensfrage, welche Josephus-Probleme noch zu behandeln gewesen wären. Wenn man allerdings den bedeutsamen Artikel von David Flusser: Der lateinische Josephus und der hebräische Josippon, S. 122–132, liest, fragt man sich, weshalb nicht auch die slawische Version des Josephus in diesen erstrangigen, für die kommende Forschung unentbehrlichen Josephus-Studien behandelt wurde. Clemens Thoma

LUDWIG BLAU: Das altjüdische Zauberwesen. Graz-Austria 1974. Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 168 Seiten.

Es ist sicher zu begrüßen, dass ein Neudruck dieser bereits 1898 erschienenen Studie des bedeutenden ungarischen Religionswissenschaftlers erfolgt ist, nur sollte man wissen, dass seitdem die Forschung um mehr als 85 Jahre weitergegangen ist. Auch gibt es seit 1939 – und dann verschiedentlich wieder aufgelegt – das vorzügliche Buch von J. Trachtenberg, *Jewish Magic and Superstition, a Study in Folk Religion*. Im Unterschied zu L. Blau berücksichtigte der leider allzu früh verstorbene J. Trachtenberg auch die Kabbala. Immerhin war es L. Blau, der als einer der ersten systematisch die rabbinische Literatur (im vorliegenden Buch vor allem den Talmud) auf Volksglauben aller Art untersucht hat und gewiss bahnbrechend gewesen ist. Wenn das vorliegende Buch daher heute bestenfalls nur als eine erste Einführung dienen kann, so liegt dies vor allem daran, dass inzwischen ungemein viel Material hinzugekommen ist, von den aramäischen Zauberschalen bis zum Sefer Chassidim, das besonders reich an Volksglauben und religionsgeschichtlich relevantem Material ist. Auch ist seither das religionsgeschichtliche Material über die Dämonen ungleich ausgedehnter untersucht worden, als dies in den Tagen L. Blaus der Fall war. Über ganze Gebiete gibt es inzwischen eine wissenschaftliche Literatur (etwa über talmudische Medizin), ähnliches gilt für die Untersuchung der Amulette, die von der Kabbala nicht zu trennen sind.

Immerhin ist auch heute noch die Lektüre dieses Buches faszinierend, und man denkt in Dankbarkeit eines Mannes wie L. Blau, der den Sinn für die jüdische Religionsgeschichte geschärft und selbst viel dazu beigetragen hat. E. L. Ehrlich

MARTIN BUBER: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. III: 1938 bis 1965. Heidelberg 1975. Verlag Lambert Schneider. 713 Seiten.

Im Herbst 1975 erschien der seit langem angekündigte 3. Band der Briefe von und an Martin Buber. Mit ihm ist das Briefwerk abgeschlossen. Und man darf an dieser Stelle zunächst einmal der Herausgeberin Grete Schaeder für die grosse Mühe und Sorgfalt danken, die sie durch Jahre hindurch darauf verwendet hat, diese Zeugnisse zugänglich zu machen. Der Verlag, unterstützt von einer ganzen Reihe von Stiftungen, hat auch dem letzten Band an Ausstattung nichts fehlen lassen.

Der Band wird von vielen Seiten Lob erfahren. Wenn im FR an ihn dennoch auch einige kritische Fragen gerichtet werden, so deshalb, weil solche Fragen, die um der Sache willen nötig erscheinen, im FR am ehesten nicht missverstanden werden.

So kann man sich angesichts des gerade in diesem 3. Band unverhältnismässig hohen Anteils von Briefen an Buber zunächst einmal fragen, ob hier nicht des Guten zuviel getan und das an sich richtige Prinzip der Rezeptionsdokumentation (vgl. FR XXVI/1974, S. 99) überstrapaziert wurde. Man wird nicht leugnen können, dass einige der Briefe an Buber von Rang sind und wert, dass der Leser sie zur Kenntnis nimmt. Bei vielen anderen muss der Leser jedoch solches, was bloss für den Tag Bedeutung hatte oder gar bloss von der Redseligkeit der Briefpartner Zeugnis gibt, in Kauf nehmen. Was beabsichtigte die Herausgeberin mit diesem Vorgehen? Offensichtlich wollte sie im Sinne einer literarhistorischen Akribie vollständig sein. Aber warum enthält die Sammlung dann z. B. keinen einzigen der Briefe, die zwischen Martin Buber und Paula Buber in dieser überaus bewegten Epoche gewechselt wurden? Gibt es solche Briefe nicht? Warum wurden so viele Briefe abgedruckt, auf die Buber nie geantwortet hat?

Befremdlich erscheint auch, dass griechische oder englische Worte, die in deutsch geschriebenen Briefen auftauchen, griechisch oder englisch belassen wurden, hingegen im gleichen Falle hebräische Worte nur übersetzt wiedergegeben werden. Dass die Herausgeberin vollständige hebräische Briefe übersetzen liess, ist verständlich. Dass sie hingegen dort, wo es Buber oder seinen Partnern darauf ankam, in einem deutschen Text auf ein hebräisches Wort als *hebräisches* aufmerksam zu machen, dieses Wort eliminiert, ist unverständlich. Hier wollte man es offensichtlich dem Leser »bequem« machen und verspielte dadurch die gerade in diesem Falle wichtige Chance der Begegnung. Gerade bei den Briefen des 3. Bandes, die Buber aus Jerusalem und als Bürger Israels schrieb, fällt das besonders auf.

Die Verehrung für das Werk Bubers spricht aus fast allen Briefen, die an Buber gerichtet wurden. Und insofern die Briefschreiber ernsthafte Fragen an Buber richten, geschieht durch die Antwort sehr häufig eine wertvolle Klärung des einen oder anderen Details der entscheidenden Gedanken Bubers. Wer sich künftig mit den Schriften zum dialogischen Prinzip befasst, wird etwa für Einsichten, die er aus Bubers Briefwechsel mit Hans Trüb gewinnt, dankbar sein. Und er wird mit Interesse die Korrespondenz lesen, die Buber anlässlich seiner Gastvorlesungen in den Vereinigten Staaten mit Psychoanalytikern, Philosophen und jüdischen Denkern führte.

Sollte man sagen, welche Briefe uns in unserer heutigen Situation am meisten berühren, so sind es vielleicht die, welche davon Zeugnis geben, wie intensiv sich Buber gemeinsam mit einem Kreis von Freunden immer wieder für die jüdisch-arabische Verständigung eingesetzt hat. Hier vor allem leuchtet uns gerade in diesen letzten Jahrzehnten seines Lebens die Bewährung des dialogischen Prinzips durch die eigene Existenz entgegen.

Wertvoll sind ohne Zweifel für die Begegnung zwischen Judentum und Christentum auch manche Briefe, die Buber mit christlichen Theologen gewechselt hat, so vor allem die mit Leonhard Ragaz, die mit Rudolf Bultmann¹, Karl Heinrich Rengstorff und Karl Thieme. Die Briefe bringen auch einigen Aufschluss über die Entstehungsgeschichte der »Zwei Glaubensweisen«, die Buber

¹ Vgl. dazu o. S. 3 (Anm. d. Red. d. FR).